

Uni - Frauen

ISSN: 1618-8217

*Arbeitsplatz
Uni*

Berichte

Interviews

Kommentare

Forschung

Veranstaltungen

Sommersemester 2005

EDITORIAL

Angesichts bevorstehender Haushaltskürzungen, den daraus sich ergebenden wenig erfreulichen Strukturveränderungen (wie z.B. die Schließung von Fächern) sowie dem Vorhaben des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, die hessische Hochschullandschaft in ein marktgerechtes, wettbewerbsfähiges System zu verwandeln, sahen wir uns veranlasst, einen relativ großen Teil dieses Heftes den gesetzlichen Vorgaben für die Verwirklichung dieser Planungen in der Rubrik *Arbeitsplatz – Universität* zu widmen. Erfreuliches gab es in dieser Rubrik allerdings auch zu berichten, dass nämlich - mit der Ernennung eines neuen Kanzlers (?!) - auch endlich eine Lösung für die seit seiner Gründung vor 15 Jahren bestehenden Raumprobleme des Zappel-Philipps gefunden wurde.

Aus Lehre und Forschung ist jedoch auch Interessantes und offenbar Zukunftsfähiges zu berichten: so die Einrichtung des neuen Masterstudiengangs Friedens- und Konfliktforschung und die Gründung des neuen Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Weiter berichten wir über die Veranstaltung der 3. Marburger Arbeitsgespräche des Projekts GendA. Die Quote der in den letzten Jahren neu berufenen Professorinnen ist offenbar im Verhältnis zu den neu berufenen Professoren gleichbleibend niedrig, wir konnten aber wenigstens zwei der neu berufenen Frauen interviewen: die Professorinnen Birgit Ziegenhagen und Gabriele Beck-Busse.

Schließlich sei noch auf die *Buchbesprechung* der Aufsatzsammlung „Grenzgänge – Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften“ hingewiesen. Sie enthält wissenstheoretische und anwendungspraktische Ausführungen zur Genderforschung in den Naturwissenschaften und der Informatik und belegt die unabweisbare Notwendigkeit, vermehrt Frauen in den Wissenschaften zu fördern¹.

Die Herausgeberinnen

¹ Worauf übrigens auch Wolfgang Schürer, Kuratoriumsmitglied und Ökonomieprofessor aus Sankt Gallen, der in der SZ nach der Bedeutung des jährlichen Treffens der Nobelpreisträger in Lindau für den Bildungsstandort Deutschland befragt wurde, hinwies. Zitat: „Problematisch ist in Deutschland außerdem der geringe Anteil von Frauen in den naturwissenschaftlichen Disziplinen [...]“. (SZ, 25./26. Juni 2005, Seite V1/13)

INHALT

Arbeitsplatz - Universität

Friedhelm Nonne ist neuer Kanzler der Philipps-Universität	3
Zappel-Philipp	4
Neuer Hochschulpakt 2006 – 2010 zur Sicherung von Forschung und Lehre	5
Fusion der Universitätsklinika Marburg und Gießen.....	8
Rahmenvereinbarung zur Kooperation zwischen der Justus-Liebig Universität Gießen, der Philipps-Universität Marburg und der Fachhochschule Gießen-Friedberg.....	9

Frauenförderung

Verlängerung im Amt der Frauenbeauftragten der Philipps-Universität	15
---	----

Berichte

Die 3. Marburger Arbeitsgespräche	17
Graduiertenkolleg Philipps-Universität Marburg: Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur	21
Neuer Studiengang: Friedens- und Konfliktforschung (Master of Arts)	23

Interviews

Interview mit Prof. Dr. Birgit Ziegenhagen, Biologin	26
Interview mit Prof. Dr. Gabriele Beck-Busse, Romanistin	33

Buchbesprechungen

Sigrid Schmitz / Britta Schinzel (Hg.): Grenzgänge.....	39
---	----

**FRIEDHELM NONNE IST NEUER KANZLER DER
PHILIPPS-UNIVERSITÄT MARBURG**

Friedhelm Nonne ist promovierter Erziehungswissenschaftler und war seit 1991 Referatsleiter in der Abteilung Hochschule und Wissenschaft des Hessischen Wissenschaftsministeriums. Unter anderem gehörte zu seinen Aufgabengebieten die Hochschulstrukturplanung der Ingenieurwissenschaften/Informatik und Medizin/Naturwissenschaften, die Graduiertenförderung, Europäische Forschungsförderung, Evaluationsverfahren und Berichtswesen im Hochschulbereich wie auch die Koordinierung der Hochschulbudgetierung.

Seit 1. Mai 2005 ist Dr. Nonne Kanzler der Philipps-Universität Marburg. Die Amtszeit beträgt acht Jahre. Als Kanzler leitet er die Hochschulverwaltung nach den Richtlinien des Präsidiums. Er ist Beauftragter für den Haushalt und nimmt nach Maßgabe der Beschlussfassung des Präsidiums die Haushalts-, Personal- und Rechtsangelegenheiten wahr.

Wie der Presse zu entnehmen ist, will der neue Kanzler während seiner Amtszeit einen besonderen Schwerpunkt auf die Themenfelder Mitarbeiterführung und die Personalentwicklung¹ legen. Mit diesen beiden Instrumentarien soll der Erhalt einer effizient, zuverlässig und aufgeschlossen arbeitenden Universitätsverwaltung zur Schaffung eines optimalen, leistungsfähigen Humanpotenzials als entscheidende Voraussetzung zur Wettbewerbsfähigkeit gewährleistet werden.

Carmen Schwee

¹ Personalentwicklung umfasst die gezielte Förderung von Humankapital um die Unternehmensziele unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und Qualifikation der Mitarbeiterin bzw. des Mitarbeiters oder einer Gruppe von Mitarbeiterinnen und/oder Mitarbeiter optimal zu erreichen.

ZAPPEL-PHILIPP

Ein erster wichtiger Schritt zur Schaffung der „familienfreundlichen Hochschule“: die Philipps-Universität übernimmt die Mietkosten für die Unterbringung der Kinderkrippe „Zappel-Philipp“ im Neuen Botanischen Garten.

Beharrliches Engagement des Vereins „Zappel-Philipp“ und nicht nachlassendes Drängen der Frauenbeauftragten bei der Uni-Verwaltung zur Schaffung der Kinderkrippe für Kleinkinder von Beschäftigten der Universität und wohl auch im Zusammenhang mit dem Bemühen der Universität, das Prädikat einer „familienfreundlichen Universität“ zu erlangen, führten nach 15jährigem Kampf endlich zum Erfolg. Am 7. Juni 2005 wurde im Dienstzimmer des neuen Uni-Kanzlers, Dr. Friedhelm Nonne – selbst Vater von vier Kindern – , der Vertrag unterzeichnet. Danach stellt die Universität die Räume und übernimmt die Mietkosten, während die Stadt für die Umbaukosten der nicht mehr genutzten Werkstatt und Verwaltungsräume zur Kindertagesstätte im Neuen Botanischen Garten aufkommt. Es stehen 150 qm zur Verfügung, dazu gehört ein „Freigelände“ von 400 qm. Insgesamt sind es 18 Ganztags- und 4 Halbtagsplätze, von denen die Hälfte für Beschäftigte der Uni reserviert sind. Zu Beginn der Sommerferien Ende Juli wird der Verein aus den bisher genutzten Räumen in der Marburger Straße 59 in Cappel umziehen. Dort wird zum Abschied am Sonntag, 3. Juli 2005, das Sommerfest des „Zappel-Philipp“ stattfinden.

Renate Rausch

NEUER HOCHSCHULPAKT 2006 – 2010 ZUR SICHERUNG VON FORSCHUNG UND LEHRE

Der Präsident der Philipps-Universität hat den neuen Hochschulpakt (s. Pressemitteilung des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst unten) unterschrieben, da bezüglich des Hauptkritikpunktes der Mittelkürzung um 2,5% in 2006 eine Einigung erzielt werden konnte.

Im Jahre 2006 werden die Budgets unverändert auf dem Niveau von 2005 bleiben. Danach werden sie im Falle steigender Steuereinnahmen um maximal 1,5% steigen, im gegenteiligen Fall um maximal 1,5% sinken. Das jährlichen Innovations- und Strukturanpassungsbudgets wird auf 15,3 Mio. Euro beschränkt.

Die „leistungsorientiert“ Mittelverteilung wird ab 2007 erfolgen, während seitens des Landes von den Hochschulen erwartet wird u.a. den Anteil an Absolventen und Absolventinnen zu erhöhen und die Studiendauer zu verkürzen, die Studienstruktur auf Bachelor/Master umzustellen. Diese und andere Verpflichtungen sollen in Zielvereinbarungen mit jeder einzelnen Hochschule konkret vereinbart werden.

Neuer Hochschulpakt zur Sicherung von Forschung und Lehre²

Pressemitteilung Nr. 94 / 2005 vom 08.06.2005

Wissenschaftsminister Corts: Gute Basis für internationale Wettbewerbsfähigkeit

Wiesbaden - Die Hessische Landesregierung und die Präsidenten der hessischen Hochschulen haben sich auf einen neuen Hochschulpakt geeinigt, der den zwölf Universitäten, Fachhochschulen und Kunsthochschulen finanzielle und planerische Sicherheit für die nächsten fünf Jahre gibt. Die bestehende Vereinbarung läuft zum Jahresende aus.

Die von Wissenschaftsminister Udo Corts und Finanzminister Karlheinz Weimar geführten Verhandlungen wurden am Dienstagabend im Wissenschaftsministerium in Wiesbaden abgeschlossen. Die Minister nannten den Pakt einen Beweis dafür, dass die Landesregierung auch in Zeiten knappen Geldes zu ihrer Verantwortung für die Hochschulen und die Modernisierung des Bildungslands Hessen stehe.

Die „Rahmenvereinbarung zur Sicherung der Leistungskraft der Hochschulen in den Jahren 2006 bis 2010“ sieht vor, dass die Budgets im nächsten Jahr unverändert auf dem Niveau des Jahres 2005 fortgeschrieben werden. Von 2007 an werden die Jahresbudgets innerhalb eines Korridors garantiert, der sich an der Steuereentwicklung orientiert: Bei sinkenden Steuereinnahmen verrin-

UNI-Frauen

5

Juni 2005

²http://www.hmwk.hessen.de/aktuelles_presse/presse/pressearchiv.php4

gern sie sich um maximal 1,5 Prozent, bei steigenden Einnahmen wachsen sie um höchstens 1,5 Prozent. Verschiebungen zwischen den Hochschulen soll es nicht geben. Gleichzeitig wird die maximale Steigerung der Budgets während der Laufzeit des Pakts auf sechs Prozent gegenüber dem Basisjahr 2005 begrenzt. Die Hochschulen werden für die Dauer des Hochschulpakts von Konsolidierungsbeiträgen und Erfolgsbeteiligungen im Haushaltsvollzug freigestellt.

Darüber hinaus wird es vom Haushaltsjahr 2006 an ein Innovationsbudget in Höhe von 15,3 Millionen Euro geben. Diese Mittel sollen den Hochschulen zur Förderung von Umstellungen und Schwerpunktbildungen in Lehre und Forschung sowie zur Förderung von Exzellenz zur Verfügung stehen.

Tarifsteigerungen werden von 2008 an folgendermaßen berücksichtigt: Bis zu einem Anstieg der Tarife von 2 Prozent trägt das Land 50 Prozent; sollte die Steigerung über 2 Prozent liegen, werden 70 Prozent des übersteigenden Teils übernommen.

Ab 2007 wird die Verteilung der Hochschulbudgets auf die Hochschulen nach einem leistungsorientierten System erfolgen, das zwischen dem Wissenschaftsministerium und den Hochschulen vereinbart worden ist und das Bestandteil des Hochschulpakts sein wird.

Auf der anderen Seite erwartet das Land von den Hochschulen weitere Fortschritte auf folgenden Gebieten: Erhöhung des Anteils an Absolventen und Verkürzung der Studiendauer, Umstellung der Studienstruktur auf Bachelor/Master-Studiengänge, gemeinsame Struktur- und Entwicklungsplanung mit Schwerpunkten, Ausbau der strategischen Partnerschaften innerhalb und außerhalb Hessens sowie Weiterentwicklung der Verfahren zur internen und externen Leistungskontrolle in Forschung und Lehre. Diese und andere Verpflichtungen sollen in Zielvereinbarungen mit jeder einzelnen Hochschule konkret vereinbart werden.

Wissenschaftsminister Udo Corts hob hervor, dass es gelungen sei, gemeinsam ein auch am Erfolg der Einrichtungen orientiertes Budgetierungssystem zu vereinbaren, das nicht zuletzt Sicherheit für die Modernisierung der Hochschulen im nationalen wie internationalen Wettbewerb biete. „Auf dieser Grundlage kann gute Arbeit geleistet werden.“ Finanzminister Karlheinz Weimar sagte, das Land sei im Interesse der Hochschulen an die Grenzen des zurzeit finanziell Möglichen gegangen.

Die neue Rahmenzielvereinbarung zur Sicherung der Leistungskraft der Hochschulen in den Jahren 2006 bis 2010 (Hochschulpakt) finden Sie im Internet auf den Seiten des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (HMWK) unter folgender Adresse:

<http://www.hmwk.hessen.de/hochschule/politik/hochschulpakt.html>

Ausdrücklich sieht die neue Rahmenzielvereinbarung vor, dass im geisteswissenschaftlichen Bereich eine räumliche Konzentration im Sinne einer regionalwissenschaftlichen

Zentrenbildung zu erfolgen hat, um den Erhalt der kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer zu sichern.

Im Zuge der Zentrenbildung sollen nach Willen des HMWK folgende Studiengänge an der Philipps-Universität Marburg zum Wintersemester 2006/07 eingestellt werden:

- Japanwissenschaften
- Osteuropäische Geschichte
- Slavistik

Dem Konzept zufolge wird in Marburg ein Zentrum für Orientforschung, in Gießen ein Zentrum für Osteuropaforschung und in Frankfurt ein Zentrum für Ostasienstudien entstehen. Die finanzielle Förderung für die Zentrenbildung legt die Landesregierung auf fünf Jahre fest, wobei pro Jahr 2,2 Millionen Euro zur Verfügung gestellt werden.

Der Plan sieht für die Philipps-Universität vor, dass drei neue Professuren vorgesehen sind, nämlich eine Professur für Politik des Vorderen Orients, eine Professur für Wirtschaft des Vorderen Orients und eine Professur für Arabistik. Zusätzlich kommen aus Frankfurt je eine Professur für Judaistik und Turkologie und aus Gießen je eine Professur aus Islamwissenschaften und Turkologie. Damit wäre das Zentrum für Orientforschung zusammen mit den vorhandenen Professuren für Altorientalistik und für Semitistik mit neun Professuren ausgestattet. Dafür müsste die Philipps-Universität drei Professuren (Japanische Wirtschaft, Osteuropäische Geschichte und Slavistik) abgeben.

Carmen Schwee

UNI-Frauen

7

Juni 2005

FUSION DER UNIVERSITÄTSKLINIKA MARBURG UND GIEßEN

Am Freitag, 10. Juni 2005 hieß eine Schlagzeile in der Oberhessischen Presse:

„Uni-Klinikum Marburg ist am 1. Juli Geschichte“

Der Landtag hatte abends am 9. Juni 2005 das Gesetz über die Errichtung des Universitätsklinikums Gießen und Marburg (UK-Gesetz³) verabschiedet.

Mit der Fusion wird die Bildung einer wirtschaftlichen Einheit und organisatorischen Zusammenführung der Universitätskliniken Gießen und Marburg zu einer der größten deutschen Universitätskliniken vollzogen. Als nächster Schritt soll das Universitätsklinikum Gießen und Marburg in die Trägerschaft eines privaten Betreibers übergehen. Vertraglich sollen hierbei folgende Rahmenbedingungen abgesichert werden:

1. keine betriebsbedingten Kündigungen bis zum Jahre 2010,
2. Sicherung der beiden mittelhessischen Klinikstandorte für die bedarfsgerechte Versorgung der Bevölkerung mit Krankenhausleistungen und die medizinische Forschung und Lehre in Gießen und Marburg,
3. Verpflichtung des Betreibers zu Investitionen an beiden Standorten in Gießen und Marburg, die die Zukunfts- und Wettbewerbsfähigkeit dieser Einrichtungen sicherstellen.

Fragt sich nur, wie der Interessenausgleich zwischen einer öffentlichen Universität und einem privaten Krankenhausbetreiber erfolgen wird. Hierzu müssen Rahmenbedingungen geschaffen werden, die die Beteiligung des klinischen Bereichs in Lehre und Forschung gewährleisten. Auch darf die Struktur- und Entwicklungsplanung der Universität durch den privaten Investor nicht behindert werden.

Carmen Schwee

³ <http://www.hessischer-landtag.de/Dokumente/Plenarsitzungen/03758.pdf>

**RAHMENVEREINBARUNG ZUR KOOPERATION
ZWISCHEN
DER JUSTUS-LIEBIG-UNIVERSITÄT GIEßEN,
DER PHILIPPS-UNIVERSITÄT MARBURG
UND
DER FACHHOCHSCHULE GIEßEN-FRIEDBERG**

Hintergrund der Kooperation ist nicht allein die nach Hochschulpakt 1999 bestehende Verpflichtung zu Zusammenarbeit der mittelhessischen Hochschulen, sondern auch das Bestreben die Wettbewerbsfähigkeit zu erhöhen und die Verantwortung für die Region Mittelhessen gemeinsam im stärkerem Maße wahrzunehmen.

Die Rahmenvereinbarung⁴ zwischen den o.g. Hochschulen beinhaltet den Ausbau der Zusammenarbeit in folgenden Bereichen:

- Austausch bzw. eine gemeinsame Nutzung von Lehrangeboten und Lehrdeputaten,
- eine abgestimmte Schwerpunktbildung,
- die Einrichtung neuer gemeinsamer Studienangebote,
- ein Zusammenwirken in der wissenschaftlichen Weiterbildung und in der postgradualen Ausbildung.

Ziel ist es, eine Ergänzung und Erweiterung des Lehrangebots zu erreichen, um den Studierenden eine größere Wahlmöglichkeit zu offerieren. Die Rahmenvereinbarung sieht hierzu vor, dass die Lehrenden einen Teil ihrer Lehrleistungen (maximal 50 % des Pflichtdeputates) an der jeweils anderen Hochschule erbringen können und dabei von einer gemeinsamen Infrastruktur im Bereich der Dienstleistungen und der Zentralverwaltung profitieren.

Weiterhin wird durch eine Kooperation in ausgewählten Bereichen eine stärkere übergreifende Schwerpunktbildung in Forschung und Lehre angestrebt. Dies kann einerseits durch eine größere fachliche Breite oder andererseits durch eine fachliche Schwerpunktbildung realisiert werden.

Außerdem soll die Zusammenarbeit in der Forschung in einzelnen Fächern zu einer internationalen Profilbildung der Region Mittelhessen beitragen. Hierzu bedarf es noch konkreter Kooperationsverträge mit den Fachbereichen und ihrer Institute, der Wissenschaftlichen Zentren sowie den zentralen technischen Einrichtungen der Partnerhochschulen.

Carmen Schwee

⁴ siehe S. 10 – 14

Quelle: www.uni-marburg.de/zv/news/presse/2005_04_27_mittelhessenvertrag/text.html

**Rahmenvereinbarung
zur Kooperation
zwischen
der Justus-Liebig-Universität Gießen,
der Philipps-Universität Marburg
und
der Fachhochschule Gießen-Friedberg**

UNI-Frauen
10
Juni 2005

JUSTUS-LIEBIG-
 UNIVERSITÄT
GIESSEN



 FACHHOCHSCHULE
GIESSEN
FRIEDBERG

Präambel

Die Justus-Liebig-Universität Gießen, die Philipps-Universität Marburg und die Fachhochschule Gießen-Friedberg vereinbaren unter Wahrung der Selbständigkeit und des Profils der einzelnen Hochschulen, die sie in ihren Zielvereinbarungen mit dem Land Hessen festgelegt haben, ihre Zusammenarbeit in folgenden Bereichen auszubauen:

- Austausch bzw. eine gemeinsame Nutzung von Lehrangeboten und Lehrdeputaten,
- eine abgestimmte Schwerpunktbildung,
- die Einrichtung neuer gemeinsamer Studienangebote,
- ein Zusammenwirken in der wissenschaftlichen Weiterbildung und in der postgradualen Ausbildung.

Mit diesen Kooperationen sollen die Wettbewerbsfähigkeit erhöht und die Verantwortung für die Region in stärkerem Maße gemeinsam wahrgenommen werden.

I. Hochschulentwicklungsplanung

§ 1

Entwicklungs- und Strukturplanungen

(1) Die drei Hochschulen vereinbaren im Rahmen ihrer Entwicklungs- und Strukturplanung eine stärkere übergreifende Schwerpunktbildung in Forschung und Lehre in ausgewählten Bereichen.

(2) Sie streben an, dass sich die Widmungen ihrer Professuren entweder mit dem Ziel einer größeren fachlichen Breite oder der fachlichen Schwerpunktbildung ergänzen. Dies schließt nicht aus, dass an den Partnerhochschulen Professuren mit ähnlichen oder gleichen Widmungen besetzt werden, sofern dies notwendig und sinnvoll ist.

II. Studium und Lehre, Weiterbildung

§ 2

Ergänzung, Abstimmung und Weiterentwicklung des Lehrangebots

(1) In den Fächern, für die nach § 9 eine besondere Zusammenarbeit vereinbart ist, sollen die Lehrangebote der beteiligten Hochschulen nach Maßgabe von §§ 3 bis 5 aufeinander abgestimmt werden, um das Studienangebot und die Weiterbildungsangebote der drei Hochschulen zu ergänzen und zu erweitern.

§ 3

Einschreibung

(1) Soweit Studierende an der jeweils anderen Hochschule im Rahmen vereinbarter Kooperationen Lehrveranstaltungen besuchen, Leistungsnachweise erwerben oder Teilprüfungen ablegen wollen, gelten die Regelungen der Immatrikulationsverordnung über die Zweithörerinnen oder -hörer.

(2) In zulassungsbeschränkten Studiengängen und bei Lehrveranstaltungen mit beschränkter Teilnehmerzahl werden

Hörer der eigenen Hochschule gegenüber den Zweithörern aus den anderen Hochschulen vorrangig berücksichtigt.

§ 4

Lehre und Prüfungen

(1) Es wird eine weitere und umfassendere Kooperation in der Lehre zur Verbesserung des Lehrangebots für die Studierenden angestrebt.

(2) Die Lehrleistungen an der jeweils anderen Hochschule werden im Rahmen der bestehenden Lehrverpflichtung erbracht; diese Lehrleistungen sollen die Hälfte des Pflichtdeputats nicht übersteigen.

Sie sind im Rahmen des Lehrberichts der eigene Hochschule zu dokumentieren.

(3) Die gegenseitige Anerkennung von Leistungsnachweisen und Prüfungsteilleistungen erfolgt nach den Regelungen der an den drei Hochschulen jeweils gültigen Prüfungs- und Studienordnungen.

(4) Prüfungsberechtigte der jeweils anderen Hochschulen können nach Maßgabe der jeweiligen Prüfungsordnungen als Prüfende berufen bzw. an der Prüfung beteiligt werden.

Bestehende Prüfungsordnungen sind gegebenenfalls entsprechend zu ändern.

III. Forschung

§ 5

Kooperation in der Forschung

(1) Die Hochschulen beabsichtigen, die Zusammenarbeit im Bereich der Forschung weiter zu intensivieren. Das in den verschiedenen Disziplinen vorhandene Fachwissen soll verstärkt zusammengeführt und für wissenschaftliche Kooperationen und zur Einwerbung von Drittmitteln genutzt werden.

Im Rahmen vereinbarter Kooperationen nach § 9 streben sie an, dass die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der jeweils anderen Hochschule die Ressourcen der Partnerhochschule für Zwecke der Forschung anteilig nutzen können.

(2) Durch abgestimmte und gemeinsame Forschungsaktivitäten soll eine Profilbildung in einzelnen Fächern vorangetrieben werden, die der Wissenschaftsregion insgesamt zugute kommt.

IV. Zusammenarbeit im Bereich der Dienstleistungen und der Zentralverwaltungen

§ 6

Zusammenarbeit im Bereich der Dienstleistungen und der Zentralverwaltungen („Zentrale Serviceeinrichtungen“)

(1) Die Partnerhochschulen streben eine engere Zusammenarbeit der zentralen Dienstleistungsbereiche und der Zentralverwaltungen an. Ziel der Zusammenarbeit ist eine Stärkung der Dienstleistungen für Forschung, Studium, Lehre und wissenschaftliche Weiterbildung.

(2) Die Partnerhochschulen streben Kooperationen an, mit denen Synergieeffekte bei der Erfüllung ihrer Aufgaben möglich sind, und

prüfen, inwieweit gemeinsame technische Einrichtungen geschaffen und die vorhandenen gemeinsam genutzt werden können.

§ 7

Benutzung von Einrichtungen

(1) Die Mitglieder und Angehörigen der Partnerhochschulen können die Einrichtungen und die Infrastruktur der jeweils anderen Hochschule zu den jeweils für die Mitglieder und Angehörigen geltenden Bedingungen und nach Maßgabe der gegebenen Möglichkeiten und Kapazitäten wechselseitig nutzen.

V. Verfahren

§ 8

Zusammenarbeit der Präsidien

(1) Die Präsidien der Partnerhochschulen treffen und informieren sich regelmäßig. Ziel dieser Treffen ist, die sich aus dieser Rahmenvereinbarung ergebenden Aufgabenstellungen weiter zu verfolgen, aktuelle Kooperationsaktivitäten auf fachlicher und Hochschulebene zu beraten und die Zusammenarbeit weiter auszugestalten. Zu ihrer Organisation werden an jeder Hochschule Beauftragte benannt.

(2) Die drei Hochschulen informieren sich regelmäßig über die Entwicklung und Festlegung von Schwerpunkten im Hinblick auf eine mögliche engere Zusammenarbeit.

Dies betrifft insbesondere die Einrichtung neuer Studiengänge bzw. Studienfächer sowie die Aufhebung von Studiengängen; gleiches gilt für den Bereich der Forschung.

§ 9

Kooperationsverträge

(1) Die Fachbereiche und ihre Institute, die Wissenschaftlichen Zentren sowie die zentralen technischen Einrichtungen der Partnerhochschulen prüfen die Möglichkeiten einer Kooperation auf der Grundlage dieser Rahmenvereinbarung.

Langfristige und besonders ressourcenabhängige Kooperationen sollen in einer diese Rahmenvereinbarung ergänzenden Kooperationsvereinbarung geregelt werden. Hierin sind gegebenenfalls Transferleistungen zu regeln.

(2) Die Kooperationsvereinbarungen gelten in der Regel jeweils drei Jahre.

Abhängig vom Erfolg der Kooperation wird nach Ablauf dieser Frist von den Beteiligten einvernehmlich über eine Fortsetzung entschieden.

(3) Diese Rahmenvereinbarung und etwaige Kooperationsvereinbarungen im Sinne von § 9 werden dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst zur Kenntnis gegeben.

§ 10

In-Kraft-Treten und Geltungsdauer

(1) Diese Rahmenvereinbarung tritt am Tag nach der Unterschrift für drei Jahre in Kraft.

(2) Im dritten Jahr wird auf der Grundlage der dann vorliegenden Erfahrungen durch die Partnerhochschulen entschieden, ob und

(wenn ja) in welcher Weise die Rahmenvereinbarung fortgeführt wird.

(3) Wird diese Rahmenvereinbarung nicht fortgesetzt, sind die im Rahmen von Kooperationsverträgen im Sinne von § 9 eingegangenen Verpflichtungen bis zum Auslaufen des entsprechenden Kooperationsvertrages zu erfüllen.

Gießen, den 27. April 2005

Prof. Dr. Stefan Hormuth
Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Prof. Dr. Volker Nienhaus
Präsident der Philipps-Universität Marburg

Prof. Dr. Dietrich Wendler
Präsident der Fachhochschule Gießen-Friedberg

VERLÄNGERUNG IM AMT DER FRAUENBAUFTRAGTEN DER PHILIPPS-UNIVERSITÄT

Das Amt der Frauenbeauftragten der Philipps-Universität wurde vom Präsidium der Philipps-Universität für weitere sechs Jahre durch **Dr. Silke Lorch-Göllner** und **Ute Giebhardt** besetzt. Durch die Teilung des Amtes der Frauenbeauftragten ergibt sich folgende Aufgabenteilung:

Gemeinsame Aufgaben:

Umsetzung des HGIG durch qualitative Maßnahmen wie die Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie (Stichwort: Familiengerechte Hochschule), Konzeptentwicklung bezüglich der Arbeitsplatzsituation aller Statusgruppen, Öffentlichkeitsarbeit in Absprache mit dem Präsidenten (u.a. in Form von Informationsmaterial, z.B. Veranstaltungskalender für Frauen, Internet etc.), Koordination mit den Fachbereichsfrauenbeauftragten, Vernetzung auf Landes- und Bundesebene, Fortführung der Frauenförderplans der Philipps-Universität,

Aufgabenteilung:

Die Verantwortlichkeit für die Begleitung von Personalmaßnahmen und die Zuständigkeit für Beratungen bei Anfragen aus den entsprechenden Bereichen wird nach Fachbereichen, fachbereichsfreien Einrichtungen und nach inhaltlichen Schwerpunkten wie folgt aufgeteilt:

Dr. Silke Lorch-Göllner:

- FB 01 Rechtswissenschaften
- FB 03 Gesellschaftswissenschaften und Philosophie
- FB 05 Evangelische Theologie
- FB 09 Germanistik und Kunstwissenschaften
- FB 13 Physik
- FB 15 Chemie
- FB 17 Biologie
- FB 19 Geographie
- Zentralverwaltung
- Botanischer Garten
- Zentrales Entwicklungslabor für Elektronik
- Hessisches Stipendiatenanstalt
- Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde
- Universitätsmuseum
- Frauen- und Geschlechterforschung:
Projektkoordination und Vorbereitung der Mittelvergabe
- Weiterbildung

Ute Giebardt:

- FB 02 Wirtschaftswissenschaften
- FB 04 Psychologie
- FB 06 Geschichte und Kulturwissenschaften
- FB 10 Fremdsprachliche Philologien
- FB 12 Mathematik
- FB 16 Pharmazie
- FB 18 Geowissenschaften
- FB 20 Medizin
- FB 21 Erziehungswissenschaften
- Universitätsbibliothek
- Hochschulrechenzentrum
- Zentrum für Hochschulsport
- Sprachlabor
- Japan-Zentrum
- Religionskundliche Sammlung
- Geschäftsführung des Beirates zur Frauenförderung
- Fortschreibung des quantitativen Frauenförderplans
- Unterstützung in Fragen der Kinderbetreuung

Etwaige hier nicht erfasste Einrichtungen oder Tätigkeitsbereiche werden nach Verfügbarkeit abgedeckt. Die Frauenbeauftragten vertreten sich gegenseitig.

DIE 3. MARBURGER ARBEITSGESPRÄCHE

„In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel“

Die Komplexität des „und“

Zum dritten Mal hat GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung am 23.-25. Februar 2005 nach Marburg eingeladen, um die Transformation der Arbeit und den notwendigen Wandel der Arbeitsforschung zu diskutieren. Die Diskussionsfreude und Komplexität des Denkens kamen im Rahmen der von über 100 WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen besuchten Tagung im Spiel mit dem Wörtchen „und“ zum Ausdruck: es geht nicht mehr um Arbeit *oder* Leben, um Öffentlichkeit *oder* Privatheit, um Geschlecht *oder* soziale Ungleichheit, um Wissenschaft *oder* Praxis, sondern um die komplexe, ungleichzeitige und widersprüchliche Verwobenheit von Arbeit, Herrschaft *und* Geschlechterverhältnissen, von Ethnie, Klasse *und* Geschlecht. Genderkompetente Arbeitsforschung zeichnet sich aus durch Bezogenheit *und* Widerspruch, Analyse *und* Kritik, Diagnose *und* die normative Entwicklung von Perspektiven zugunsten einer Aufhebung von Diskriminierung und Ausbeutung. Dieses Ringen mit dem Komplexen und Widersprüchlichen der Entwicklung von Arbeit und Geschlechterverhältnissen zog sich als roter Faden durch die gesamte Tagung.

Dabei wurde zugleich die dreijährige Arbeit des Netzwerks feministische Arbeitsforschung gewürdigt

(www.gendanetz.de).

Obwohl die Förderung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Juni diesen Jahres bedauerlicher Weise ausläuft, wird der am Institut für Politikwissenschaft entwickelte Schwerpunkt zu Arbeit, Demokratie und Geschlecht in Form einer Kooperationsstelle weiterhin fortgesetzt werden. Dies drückt sich auch in der Etablierung einer gleichnamigen Buchreihe aus, in der soeben der zweite Band des Netzwerkes erschienen ist:

- Baatz, Dagmar / Rudolph, Clarissa / Satilmis, Ayla (Hg.)
2004: Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit.
- Lepperhoff, Julia / Satilmis, Ayla / Scheele, Alexandra (Hg.)
2005: Made in Europe, Geschlechterperspektiven auf die Qualität von Arbeit. Geschlechterpolitische Beiträge zu Qualität von Arbeit.

Zu den weiteren Erfolgen von GendA gehört, dass es unter anderem den erfolgreichen Wissenschaft-Praxis-Transfer in zwei Kooperationsprojekten mit der Stadtverwaltung Hannover und dem Landkreis Marburg-Biedenkopf verwirklichen konnte. Zudem ging das an der Universität Marburg neu e-

tablierte und von der Hans-Böckler-Stiftung geförderte Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“

(www.uni-marburg.de/genderkolleg)

nicht unwesentlich auch auf die Initiative aus dem Kreis der GendA-Kolleginnen zurück. Nicht zuletzt ist unter Erfolgen das „Memorandum zur zukunftsfähigen Arbeitsforschung“ als Ergebnis eines einjährigen interdisziplinären, kooperativen Diskussionsprozesses zu benennen, an dem neben GendA-Mitarbeiterinnen weitere ArbeitsforscherInnen beteiligt waren.

Den Einstieg in die Tagung gaben in Form einer Würdigung von GendA und der Marburger Arbeitsgespräche der Dekan des Fachbereiches Gesellschaftswissenschaften und Philosophie Wilfried von Bredow und die Projektleiterin von GendA Ingrid Kurz-Scherf. *Wilfried von Bredow* hob hervor, dass mit den Marburger Arbeitsgesprächen der Beginn für die Bildung einer Tradition gemacht sei und würdigte diese als „Attraktor“ für den Fachbereich und für die Universität. Ähnlich positiv erwärmten sich auch Delegierte der Stadt (Franz Kahle) und des Landkreises (Karsten McGovern) Marburg, die zur Eröffnung des abendlichen Empfanges den positiven Austausch mit GendA bei der Bewältigung der schwierigen neuen Aufgaben im Rahmen der Existenzsicherung und Beschäftigungsförderung in Marburg als optierendem Landkreis hervorhoben.

Den inhaltlichen Einstieg gab *Heidi Gottfried* von der Wayne State University aus Detroit, die über den Wandel der Regulationen von Arbeit und Geschlecht sprach. In ihr Konzept der reflexiven Regulation, das eine Verschiebung in Richtung zu individualisiertem Selbstmanagement beschreibt, integrierte sie auch den Blick auf die deutschen sog. Hartz-Reformen, die ebenfalls ein neues Verhältnis zwischen Staat, Markt und Bevölkerung widerspiegeln.

Die GendA-Projektleiterin *Ingrid Kurz-Scherf* stellte in ihren Eingangsvortrag zu Arbeit an und in der Zukunft die wissenschaftlichen, kritischen Erträge der Forschungsarbeit bei GendA vor. Feministische Arbeitsforschung zeichne sich nach Kurz-Scherf dadurch aus, dass sie kritisch zum Androzentrismus der Arbeitsforschung analysiere, die besonderen Probleme, denen Frauen am Arbeitsmarkt ausgesetzt sind, betrachte, bei der Neustrukturierung von Arbeit immer auch nach den Folgen für Frauen bzw. für die Geschlechterverhältnisse frage sowie umgekehrt auch die Auswirkungen gewandelter Geschlechterverhältnisse auf die Arbeit untersuche. Nicht zuletzt entwickle sie Perspektiven für die nicht-geschlechterhierarchische Regulierung von Arbeit. Diese Kennzeichnung beinhalte, dass die feministische Inspiration stets auch normativ sein müsse, also eine Leitidee gegenüber der Kraft des Faktischen entwickle. Aufgrund der fort-

bestehenden Deklassierung und Diskriminierung von Frauen (am Arbeitsmarkt) sieht Kurz-Scherf das feministische Projekt als nicht abgeschlossen an und spricht sich für eine Politisierung der Betrachtung von Arbeit aus. Arbeit als politische Arena sei ein Feld von Kritik und Intervention, von Wissenschaft und Praxis – die Ambivalenz und Dialektik von Analyse und Widerspruch wird hier erneut deutlich.

In vier Foren wurden die Ansätze einer genderkompetenten und dem Wandel gewachsenen Arbeitsforschung eingehender diskutiert:

Lena Correll und Stefanie Janczyk (GendA) stellten das Konzept der Soziabilität vor, das eine komplexere Beschreibung des Spannungsverhältnisses von Arbeit und Leben verspricht. *Günter Voß* (TU Chemnitz) verwies in seinem Beitrag auf Chancen und Risiken einer zunehmenden Subjektivierung von Arbeitskraft.

Clarissa Rudolph, Koordinatorin des GendA-Projektes, umriss im Forum 2 die Anforderungen von Genderkompetenz in der Arbeitsforschung und die Umsetzungsschritte, die hierzu im Projekt GendA entwickelt wurden. Sie stellte insbesondere die Dimensionen im Prozesskreislauf der Erkenntnisgewinnung dar, in denen erneut der Anspruch auf einen engen Wissenschaft- und Praxis-Bezug deutlich wurde. Sie wurde hierbei von *Brigitte Stolz-Willig* (FH Frankfurt) ergänzt, die auf die geschlechterpolitische Strukturierung der derzeitigen Reformen hinwies.

Im Forum 3 berichteten *Julia Lepperhoff* und *Alexandra Scheele*, die im Rahmen von GendA im SFZ Berlin-Brandenburg arbeiten, von ihrem innovativen Praxis-Forschungsansatz, den sie in einem Kooperationsprojekt mit der Stadtverwaltung Hannover entwickelt haben. Aus der Praxisperspektive wurde durch *Hugo Roth* von der Beschäftigungsgesellschaft Praxis GmbH dargestellt, wie Wissenschaft und Praxis voneinander profitieren können.

Im Forum 4 schließlich wurden die Folgen der aktuellen Arbeitsmarktpolitik reflektiert, indem *Dagmar Baatz* und *Ayla Satilmis* eine genderkompetente Sichtung sog. „einfacher“ Dienstleistungsarbeit vornahmen sowie *Anja Lieb* über den Zusammenhang von Demokratie und Arbeit berichtete.

Die Kennzeichen von Arbeit aus einer philosophischen Perspektive reflektierend sprach *Cornelia Klinger* (Wien) über das Problem der fortgesetzten Ungleichheit und entwarf Fragen an die Arbeits- und an die Geschlechterforschung. Sie entwickelte eine philosophische Herleitung dafür, strukturelle Ausbeutung in den Kategorien Geschlecht, Ethnie und Klasse als solche zu kritisieren und zu überwinden. Jenseits eines verengten Arbeitsbegriffes trat sie dafür ein, den menschlichen Lebensprozess als Ganzen zu betrachten und auf diese Weise die Reduktion der Sicht auf die Reproduktionsarbeitsphase zu überwinden.

Praxisorientiert betrachtete *Gerhard Bosch* vom Institut für Arbeit und Technik (Gelsenkirchen) Strategien für die Zukunft der Erwerbsarbeit und wurde hierbei von *Hildegard Maria Nickel* von der Humboldt Universität (Berlin) kommentiert, die insbesondere erneut auf die ausgrenzenden Funktionen der Verallgemeinerung des Konzeptes eines (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses hinwies.

Den Abschluss bildete im Rahmen einer Podiumsdiskussion die Reflexion genderkompetenter Arbeitsforschung, die auch in Form eines Memorandums zur zukunftsfähigen Arbeitsforschung „Arbeit und Geschlecht – Plädoyer für einen erweiterten Horizont der Arbeitsforschung und ihrer Förderung“ vorlag. Das Memorandum und seine Hintergründe wurden von Ingrid Kurz-Scherf und Hildegard Maria Nickel dargestellt. *Ursula Zahn-Elliot* (Referatsleitung Innovative Arbeitsforschung des Bundesministeriums für Bildung Forschung) und *Gudrun Linne* (Referatsleitung Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung) kommentierten das Memorandum aus der Perspektive von Projektförderinnen. Hierzu entstand eine intensive Diskussion im Plenum über das Spannungsfeld von Anwendungsbezug auf der einen und reiner Auftragsforschung auf der anderen Seite. Gudrun Linne hob den integrativen Ansatz genderkompetenter Arbeitsforschung hervor, die es ermögliche, jenseits der Selbstmarginalisierung Geschlecht als Kategorie in die Arbeitsforschung einzubringen und dabei verengte Blickwinkel der Arbeitsforschung, etwa in der Sichtung von Arbeit und Leben, zu hinterfragen. Im Zuge der Tagung wurde also eine Lanze für komplexes Denken jenseits der bloß tagespolitischen „Normalitäten“ und auch jenseits der in die Wissenschaft eingeschriebenen androzentrischen Standards gebrochen. Insbesondere die Ansprüche genderkompetenter Arbeitsforschung, der Theorie-Praxis-Transfer und das Soziabilitätskonzept, das einen erweiterten Arbeitsbegriff ermöglicht, wurden auf der Tagung weiterführend diskutiert und versprechen für die Zukunft die Fortführung komplexer Wissenschaft und die Entwicklung von Handlungsoptionen jenseits des derzeit populären „Arbeitskraftunternehmers“.

Bettina Roß

Bettina Roß ist Koordinatorin des Kollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ der Hans-Böckler-Stiftung an der Universität Marburg. Sie promovierte über politische Utopien von Frauen und arbeitet seither zu den Schwerpunkten Feministische Theorie, Ethnisierung und Gender. Sie ist Sprecherin des Arbeitskreises Politik und Geschlecht in der DVPW. Letzte Veröffentlichung: (Hrsg. 2004): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine anti-rassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft. Verlag für Sozialwissenschaften. Siehe auch www.uni-marburg.de/~ross.



Hans **Böckler**
Stiftung 

Graduiertenkolleg Philipps-Universität Marburg
Geschlechterverhältnisse
im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur

Durchführung:

Hans-Böckler-Stiftung
Institut für Europäische Ethnologie
Institut für Soziologie
Institut für Politikwissenschaft

Laufzeit des Gesamtkollegs:
01.11.2004 – 31.10.2007

Seit 1. Oktober 2004 gibt es an der Universität Marburg ein neues Promotionskolleg zum Thema „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Initiiert wurde es von Mitgliedern der Institute für Soziologie, Politikwissenschaft und Europäische Ethnologie / Kulturwissenschaft. Im Rahmen des von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten interdisziplinären Kollegs werden neun PromotionsstipendiatInnen in den nächsten drei Jahren zu Aspekten der Transformation der Arbeitsgesellschaft und der Geschlechtergerechtigkeit arbeiten.

Dabei geht es vor allem um Fragen der Inklusion/Exklusion von Frauen und Männern in den Arbeitsmarkt sowie um ihre Positionierung in Arbeitsprozessen, um Arbeitsbedingungen, um die Organisation und die Anerkennung von Arbeit. Im Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert lassen sich tiefgreifende Veränderungsprozesse im Hinblick auf die ökonomischen Rahmenbedingungen, die Unternehmensstrukturen, die Arbeitsorganisation und die Kultur der Arbeitswelt erkennen. Unter den Bedingungen von Globalisierung, Migration und De-Industrialisierung wird auch der Zusammenhang von Arbeit und Leben grundlegend neu gestaltet. Daher stellt sich die Frage, ob es im Zuge dieses Wandels der „Arbeitsgesellschaft“ auch zu neuen Formen der Teilhabe und Anerkennung kommt oder ob sich die in der Vergangenheit herausgebildeten Strukturen sozialer Ungleichheit und mangelnder Anerkennung fortsetzen. Aktuelle Debatten und Entwicklungen werden innerhalb des Kollegs mit einem erkenntnis- und deutungsoffenen Blick betrachtet und die Tragfähigkeit bestehender Theorieansätze sowie Forschungsperspektiven

UNI-Frauen

21

Juni 2005

kritisch hinterfragt. Das Promotionskolleg will also einen multidimensionalen Beitrag zur Rekonstruktion der sich überschneidenden sozioökonomischen, politischen und kulturellen Aspekte von „Geschlecht“ einerseits und „Arbeit“ andererseits leisten und dabei zugleich zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses beitragen.

Das Kolleg bietet hierzu ein begleitendes Studienprogramm, das die Herstellung interdisziplinärer Bezüge sichert, den theoretischen und methodischen Austausch fördert und Schlüsselqualifikationen vermittelt. Die Promovierenden arbeiten somit nicht isoliert, sondern in einem kontinuierlichen Diskussions- und Arbeitszusammenhang. Das Kolleg ist in Räumen des Instituts für Europäische Ethnologie /Kulturwissenschaft untergebracht. Seit 1. Okt. 2004 arbeiten dort bereits sechs StipendiatInnen:

- Patrick Ehnis (Prof. Dr. Ingrid Kurz-Scherf): Väter in Erziehungszeit
- Simone Mazari (Prof. Dr. Ingrid Kurz-Scherf) : Bewältigungsstrategien von AlleindienstleisterInnen in Spanien und Deutschland
- Ulrike Anne Richter (Prof. Dr. Maria Funder): Gestalteter Organisationswandel und seine Folgen für die organisationale Geschlechterordnung. Eine Ethnographie über Benachteiligung und Privilegierung von Frauen und Männern in einer Organisation
- Heidi Schroth (Prof. Dr. Maria Funder): Anforderungen und Auswirkungen „atypischer Beschäftigung“ am Beispiel der Leiharbeit
- Almut Sülzle (Prof. Dr. Ina Merkel): Junge Frauen in Männerdomänen. Neue Sichtweisen auf das Geschlechterverhältnis?
- Karen Wagels (Prof. Dr. Karl Braun): body politics. Reinszenierungen von Geschlecht im Arbeitskontext – eine kulturpsychologische Analyse

Sprecherin des Kollegs:	Sprecherin der Promovierenden:	Koordinatorin des Kollegs:
Prof. Dr. Maria Funder	Ulrike Anne Richter	Dr. Bettina Roß
Inst. für Soziologie, Tel. 06421 2824 723	Inst. für Europ. Ethnologie, Tel. 06421 2823792	Inst. für Europ. Ethnologie, Tel. 06421 2824336 (Di-Do)
Ketzerbach11 35037 Marburg	Biegenstr. 9 35037 Marburg	Biegenstr. 9 35037 Marburg
funder@staff.uni-marburg.de	richteru@staff.uni-marburg.de	ross@staff.uni-marburg.de

**NEUER STUDIENGANG:
FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG
(MASTER OF ARTS)**

Feierliche Eröffnung des Master-Studiengangs und Verleihung des Peter Becker-Preises für Friedens- und Konfliktforschung.

Das Zentrum für Konfliktforschung an der Universität Marburg hatte am 10. Juni 2005 gleich zweimal Grund zu feiern: Zum einen wurde die offizielle Eröffnung des zum letzten Wintersemester angelaufenen Master-Studiengangs Friedens- und Konfliktforschung gefeiert, zum anderen ging es um die erstmalige Verleihung des mit 10.000,- Euro dotierten Peter Becker-Preises für Friedens- und Konfliktforschung.

Dazu begrüßte Universitätspräsident Prof. Volker Nienhaus im historischen Ambiente des Fürstensaals des Marburger Schlosses hoch über der Stadt – dem Ort also, wo einst Luther und Zwingli ihr Religionsgespräch führten – über 200 Gäste und Interessierte. Sowohl er wie auch der geschäftsführende Direktor des Zentrums, Prof. Ulrich Wagner, hoben dessen erfolgreiche Arbeit hervor und betonten die Bedeutung des neben das seit mehreren Jahren mit großem Erfolg laufenden Nebenfachs getretene Master-Angebot für Friedens- und Konfliktforschung wie auch den von Dr. Peter Becker gestifteten Preis.

Junior-Professor Thorsten Bonacker knüpfte hier an und rief noch einmal die besonderen Bedingungen in Erinnerung, unter denen das Master-Programm überhaupt ins Leben gerufen werden konnte: Die langjährigen Erfahrungen mit dem Nebenfach, die Einführung gestufter Studiengänge im Zuge des Bologna-Prozesses, die Professionalisierungsabsichten der rot-grünen Bundesregierung auf diesem Gebiet, nicht zuletzt die Förderung durch die Deutsche Stiftung Friedensforschung (DSF) und die erfolgreiche Akkreditierung – übrigens die erste eines Master-Studiengangs an der Universität – waren überhaupt die Voraussetzungen dafür, dass man mit großem Erfolg einen interdisziplinär angelegten, international ausgerichteten, forschungsbezogenen, aber Praxisbezüge nicht vernachlässigenden und mit besonderer Didaktik versehenen Studiengang ins Leben rufen konnte, der seit geraumer Zeit auch Förderschwerpunkt der Universität ist.

Die MA-Studierenden (über 80% weibliche!) hatten zur Feier des Tages einen Film gedreht, in dem sie ihre Studienmotivation und Erwartungen genauso reflektierten wie ihre positiven Erfahrungen mit der Friedens- und Konfliktforschung in Marburg.

Anschließend beglückwünschte der Vorsitzende der DSF, Prof. Volker Rittberger, das Zentrum für Konfliktforschung und die Universität zur Einführung des anspruchsvollen Lehr- und Studienprogramms, das durch seine Anlage den Ausbil-

UNI-Frauen

23

Juni 2005

derungserfordernissen von Friedens- und Konfliktforschung in besonderer Weise Rechnung trage: Die jungen Leute müssten durch den Studiengang befähigt werden, friedenspraktisch handeln zu können, wodurch er durch seine interdisziplinären und internationalen Komponenten in hohem Maße beitrage. Rittberger wies in seiner Rede nicht nur auf die beachtliche Förderung der DSF für das Marburger Projekt hin (eine Juniorprofessur, vier Stipendiaten), sondern erwähnte auch ausdrücklich die zur Verfügung stehenden Mittel für Forschungsprojekte. Am Ende dankte Rittberger allen Beteiligten für ihr großes Engagement und wünschte dem Zentrum wie der Universität die Fortsetzung des erfolgreichen Kurses.

Nach einem Sektempfang ging es im Programm mit der erstmaligen Verleihung des Peter Becker-Preises für Friedens- und Konfliktforschung weiter. Der Peter Becker-Preis ist einer der höchst dotierten Preise für sozialwissenschaftliche Forschung überhaupt in Deutschland, der über eine Jury des Zentrums von der Universität fortan alle zwei Jahre verliehen wird.

Den diesjährigen Preisträger, Dr. Ulrich Schneckener von der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin, und seine Arbeit „Auswege aus dem Bürgerkrieg“ würdigte der Laudator Prof. Ralf Zoll als ein hervorragendes Beispiel für anwendungsorientierte wissenschaftliche Forschung, die mit Folgen für Praxishandeln verbunden sind: Mit seiner gedanklichen Stringenz, analytischen Klarheit und praktischen Orientierung sei Schneckener ein besonders würdiger erster Preisträger.

Universitätspräsident Prof. Nienhaus lobte bei der Übergabe des Preises nicht nur den Preisträger Schneckener, sondern ausdrücklich auch den Stifter des Preises Dr. Peter Becker, und dankte ihm ausdrücklich für sein hohes Engagement in dieser Sache.

In seinem eigenen Beitrag über die „Zivilmacht Europa“ ging Ulrich Schneckener insbesondere auf die Rolle der EU beim State- und Peace Building ein und setzte sich mit den zentralen sicherheitspolitischen Herausforderungen und den Schwierigkeiten der EU auseinander, darauf adäquat zu reagieren. In der ‚postwestfälischen Konstellation‘ sei die EU als Zivilmacht ein Pionier, deren Prestige durch einen geschickten Umbau erhalten bleiben und durch die Entwicklung geeigneter Strategien und Instrumente Handeln mit politischem Augenmaß ermöglichen müsse.

Im Anschluss würdigte Peter Becker persönlich noch zwei Nachwuchspreisträger – Dr. Yacob Arsano und Dr. Simon Mason –, die sich mit dem Krisen- und Konfliktpotenzial des Nil-Beckens wissenschaftlich und praktisch auseinander gesetzt hatten. Zur Stiftung dieser Preise in Höhe von je 1.500,- Euro hatte sich Becker angesichts der Relevanz der Thematiken und der gelungenen Umsetzung in Forschung kurzfristig entschieden, schienen sie ihm doch ein Musterbeispiel

dafür zu sein, wie Konflikte friedlich bearbeitet und wenigstens in Teilbereichen auch gelöst werden können. Spätestens beim anschließenden Umtrunk und Imbiss stellte sich heraus, dass die Eröffnungsfeier zum Master-Studiengang und die Verleihung des Peter Becker-Preises allen Beteiligten einen rundherum gelungenen Abend bescherte, der zugleich ein Ansporn für das Zentrum für Konfliktforschung und seine Mitarbeiter war, seine erfolgreiche Arbeit fortzuführen.

Peter Imbusch

**INTERVIEW MIT PROF. DR. BIRGIT ZIEGENHAGEN,
BIOLOGIN**



Von der Eichenforschung zum Naturschutz

RR: Welches ist das Arbeitsgebiet, das Sie im Fachbereich Biologie vertreten?

Ziegenhagen: Mein Fachgebiet ist der Naturschutz, d.h. ich vertrete in Lehre und Forschung die biologischen Grundlagen des Naturschutzes, damit wir zu einem Prozessverständnis gelangen und erklären können, wie Prozesse im Vergleich von gestörten zu nichtgestörten Systemen zu beurteilen sind. Daraus leiten wir ab, welche Maßnahmen wir zuerst ergreifen müssten, um ein System möglicherweise zu renaturieren, es in einen möglichst funktionsfähigen Zustand zurückzuführen.

RR: Und das soll möglich sein?

Ziegenhagen: Zumindest sollten wir versuchen, solche Maßnahmen einzuleiten. Wichtig ist dabei zu beachten, dass sich unsere Umwelt ja weiterhin verändert. Wir müssen demnach anpassungsfähige Systeme gewissermaßen vorhalten. In diesem Zusammenhang spielt die Erhaltung der genetischen Diversität eine große Rolle.

RR: Was mich interessiert ist Ihre Ausbildung, denn der Naturschutz und seine biologischen Grundlagen sind sicherlich ein neues Gebiet der Biologie und der Zoologie, oder?

Ziegenhagen: Die Naturschutzbiologie und insbesondere das Fachgebiet Naturschutz hat hier in Marburg schon seit längerer Zeit Tradition und ist sehr anerkannt im Bundesgebiet. Mittlerweile gibt es einige Fakultäten mehr, die dieses

Fachgebiet explizit im Rahmen der Biologie vertreten, aber Marburg war seinerzeit revolutionär führend. Das Fachgebiet Naturschutz entstand vor 14/15 Jahren auf dringenden Wunsch der Studierenden, und die erste der inzwischen existierenden zwei Professuren wurde eingerichtet, mit Harald Plachter als erstem Dozent, der die Professur im Fachgebiet Naturschutz im Fachbereich Biologie in Marburg vertrat. Es kam zu einem großen Zulauf zu diesem Fachgebiet, so dass im Laufe der folgenden fünf Jahre die zweite Professur eingerichtet wurde. Der Vertreter dieser zweiten Professur nahm 2001 einen Ruf nach Regensburg an und ich habe seine Nachfolge angetreten.

RR: Und wie sind Sie persönlich in dieses Fachgebiet gekommen?

Ziegenhagen: Ja, mein Werdegang ist ein Zickzackweg. Ein Weg, der vielleicht für viele Frauen markant ist, will sagen, nicht so zielstrebig wie die Männer, wenn die möglicherweise eine Professur anstreben; für mich war es zunächst nie Ziel meines Lebens, dies zu erreichen. Ich habe in Bonn Landwirtschaft studiert, habe dort mit zunehmendem Interesse forstwissenschaftliche Themen verfolgt, weil mein Herz eigentlich für den Wald schlägt und nicht in den Agrarlandschaften, sag' ich einmal. Und ich habe dann über die Möglichkeit einer Promotion weiter Zugang zum Wald gefunden. Im Institut für landwirtschaftliche Botanik der Landwirtschaftlichen Fakultät in Bonn habe ich nämlich eine Arbeit über die Eiche schreiben können. Damals ging es um die Frage, kann man die Eiche in unseren Wäldern natürlich regenerieren, da bekannt ist, dass sie unter der Konkurrenzkraft der Buche leidet.

RR: Wie ist das möglich?

Ziegenhagen: Ja, weil möglicherweise die Schattung durch die Buche einen Eichenjungwuchs verhindert. So habe ich im Garten und am Waldstandort Schattierungsexperimente durchgeführt, um die Reaktion junger Eichenpflanzen jedweder Art morphologisch/inhaltsstofflicher Art auf unterschiedlichen Lichtgenuss zu untersuchen. Und da war ich da, wo mein Herz schlägt! Und in der Tat war es auch so, als ich von diesem Thema erfuhr, da hat mein Herz geschlagen vor Freude, das weiß ich noch. Besonders im Fall des Stadtwalds Rheinbach - ein Wald, der seit etwa 50 Jahren naturgemäß bewirtschaftet wird - war es erwünscht, Näheres zu erfahren, über die Möglichkeit, die Eiche dort natürlich zu halten, ohne künstlich mit Pflanzen aus den Forstbaumschulen zu arbeiten. Und so habe ich mich intensiv vier Jahre mit dieser Thematik beschäftigt.

Ich hatte mich wissenschaftlich da so richtig reingearbeitet, so intensiv, dass ich meinte, nach der Promotion wäre es Zeit, sich auch mal wieder anderen Dingen zuzuwenden. Nicht weil ich die Wissenschaft nicht mehr mochte, ich war da so drin, dass ich dachte, jetzt kann ich auch mal wieder

was anderes in Erwägung ziehen, zumal ich ein Angebot bekam, im angewandten Naturschutz zu arbeiten. Und zwar war das eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, wie damals noch vielfach üblich in der Landespflege. Es ging darum, dass ich als Wissenschaftler dort eingesetzt werden sollte, um Projekte zur Pflege bestimmter Landschaftsteile von Naturschutzgebieten zu entwerfen. Mir waren acht junge Menschen zugeordnet, die, wie damals auch üblich, quasi von der Straße geholt wurden, in eine Beschäftigungssituation hinein.

RR: In welchem Jahr war das?

Ziegenhagen: Das war 1988. Es waren junge Erwachsene, die leider vom Arbeitsamt zum Teil das Stigma "nicht ausbildungsfähig" Teil bekamen aufgrund ihrer persönlichen Geschichte und familiär bedingt. In dieser Zeit war es mir dann auch noch vergönnt, mit belgischen Kollegen im Rahmen eines EUREGIO-Programms eine neue Ausbildung zu kreieren, die in der Tat von der IHK und den Landwirtschaftskammern anerkannt wurde; eine Ausbildung, die eine Qualifikation anbot, die unterhalb einer normalen Lehrausbildung lag und den sog. Werker in der Wald- und Landpflege geschaffen hat. Das war ein sehr beglückendes Erlebnis, Menschen, die vom Schicksal nicht so verwöhnt sind, doch in ein gesellschaftlich anerkanntes Feld zu führen. Somit hatte ich eine zweijährige Berufserfahrung, die ohnegleichen vielfältig war. So habe ich mit Behörden Kontakt aufgenommen, über Maßnahmen diskutiert und Maßnahmen beschlossen und sie mit Hilfe dieser jungen Menschen durchführen lassen. Manchmal habe ich auch selbst mit zugewapckt, also mit der Motorsäge und beim Aufarbeiten von Sturmwürfen Flächen zu vergrößern, die in der Folge hervorragende Lebensräume z.B. von pflanzlichen Hochmoorgesellschaften wurden. Ferner, um wieder größere Flächen z.B. für Narzissenwiesen zu schaffen, wurde Fichtentalaufforstung beseitigt, im deutsch-belgischen Grenzgebiet, das Hohe Venn gepflegt und dergleichen mehr. Abends habe ich dann populärwissenschaftliche Vorträge in den angeschlossenen Verbänden gehalten, war gleichzeitig Geschäftsführerin des Kreisverbandes Natur- und Umweltschutz. Ich war damit stark beansprucht, aber insgesamt außerordentlich zufrieden.

RR: Wie alt waren Sie da?

Ziegenhagen: Ich war 30/31 Jahre alt und im vollen Saft! Und ungestüm, ja ich war glücklich auch in dieser Zeit. Diese Maßnahme war auf zwei Jahre begrenzt. Danach zog es mich aber auch wieder in die Wissenschaft. Weil im Naturschutz oftmals auch sehr plakative Aussagen im Munde geführt werden, beispielsweise: "Die Fichte ist ein Feind generell, weil sie nicht in unsere Naturlandschaft gehört" und so weiter und so sofort. Und ich hatte ein bisschen das Bedürfnis, hinter diese Phänomene zu kucken, um es nicht bei den plakativen Äußerungen zu belassen. So hab' ich mich wie-

der für die Wissenschaft interessiert und wollte zunächst sehr gerne in der Forstgenbank in Arnsberg arbeiten. Das ist eine Institution der Landesanstalt für Ökologie, Landespflege- und Bodenkunde in Recklinghausen, die jetzt nach der letzten Umbenennung LÖBF heißt. Die Genbank war eine neue Einrichtung.

RR: Ist das in Nordrhein-Westfalen?

Ziegenhagen: Ja, in Arnsberg.

RR: Das ist ja schon halb Sauerland,

Ziegenhagen: Ja, meine Heimat! Fichtenlandschaft, wenn man so will! Da war es also so, dass man zwar große Sympathie zeigte und mir sagte, man würde mir gerne eine Stelle anbieten, da das Institut aber gerade neu eingerichtet worden war, waren die Stellen dort auch alle neu besetzt worden. Man sprach mir aber eine Empfehlung aus, mich doch in Hamburg oder in Großhansdorf, bei Hamburg, im Institut für Forstgenetik zu bewerben. Dort wäre ein neuer Leiter, sehr interessiert an jungen und dynamischen Mitarbeitern, und ich sollte mich dort bewerben. Das hab' ich getan und kam damit in eine Postdoc-Situation. So habe ich dort von der Pike auf alles, was ich im Studium nicht so intensiv betrieben hatte und später auch nicht, neu lernen müssen wie Molekulargenetik, Populationsgenetik usw.. Ich hab' das aber als Herausforderung angesehen. Ich habe dann dort ein molekulargenetisches Labor eingerichtet und mich mit den Fragen beschäftigt, die mich auch heute umtreiben. So zum Beispiel die Frage: Was können uns Variationen in der DNA lehren über Ausbreitungsprozesse, Paarungssysteme, über deren Störungen, sprich sind bestimmte Systeme nicht mehr im Paarungsgleichgewicht? Bei den meisten Waldbaumarten z.B. paaren sich von hause aus alle möglichen Eltern miteinander, wenn aber dort Flächen isoliert oder durch viele denkbare Ursachen fragmentiert werden, dann verursacht das Beeinträchtigungen in solchen Paarungssystemen und damit ist der Motor für die Bildung neuer Kombinationen natürlich auch gestört. Das untersuchten wir damals auch im großen europäischen Rahmen. Ich bin ein Kind von europäischen Projekten, wurde selber durch solche Projekte finanziert. Sehr eingehend und mit ganz viel neuem Pioniergeist ging es in ein neues Pionierfeld. Ich lernte auch meine jetzt immer noch bestehenden Verbindungen, Freundschaften zu den europäischen Kollegen kennen und schätzen. Ja, und dann habe ich mich weiter qualifiziert, dachte immer noch nicht an eine Habilitation oder eine Weiterführung meiner Karriere, bis mir klar wurde, dass ich dort nicht weiterkam, dass ich dort ewig auf Projektstellen verhaftet war.

RR: Ach so, das waren also immer befristete Stellen?

Ziegenhagen: Ja. Und wenn man dann über die vierzig wird, fragt man sich schon, wenn die Kompetenz gewachsen ist, ob man sich dort noch wohl fühlt. Das hab' ich dann nicht mehr. Weil ich fand, einer Kompetenz muss man auch eine

angemessene Struktur geben, sprich, dass ich selbständig auch Verantwortung übernehmen könnte für eine Arbeitsgruppe. In dem Status war ich mittlerweile, und ich wußte, dort war es nicht möglich. Also hab' ich mich durchgerungen, mich zu habilitieren. Ich glaubte nie, dass ich diese Qualifikation erringen könnte, aber ich kam dann an der Universität Hamburg mit einer sehr kooperativen Kollegenschaft in Berührung, die keinen Zweifel daran hatte, dass ich das Grundgerüst besaß, denn ich hatte mittlerweile mehr als ausreichend publiziert, und so habe dann meine Habilitation dort gemacht.

RR: In welchem Fach war das?

Ziegenhagen: Das war im Fachbereich Biologie an der Uni Hamburg. Das Institut, wo ich war, ist kein Universitätsinstitut gewesen, sondern eins der Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft. Ich habe mich aber dort schon frühzeitig interessiert für die Ausbildung, gab Kurse im Hause, hatte Studenten und habe mir die Türen auch dadurch offen gemacht. Das alles nicht mit besonderer Absicht, sondern auch aus Spaß daran, junge Menschen auszubilden. Und so habe ich dann die Habilitation dort abgelegt, das war 1999. Und weil ich ahnte, dass „bald Matthäus am letzten ist“ mit meinem eigenen Vertrag, habe ich mich natürlich auch schon mal für ausgeschriebene Stellen interessiert und die eine oder andere Bewerbung losgeschickt. Ich erinnere mich noch sehr gut, als ich einen Tag vorm Urlaub realisiert habe, oh, da liegt ja noch eine Ausschreibung aus Marburg, die sah interessant aus, und dachte: Mensch, da schließt sich ein Kreis, Naturschutz, Wissenschaft, alles was ich in meinem persönlichen Schicksal durchlaufen habe, jetzt wird quasi das alles abverlangt. Da hab' ich gedacht, da muss ich mich aber drauf bewerben, das habe ich dann noch ganz schnell gemacht und wurde eingeladen. Und habe gedacht, das ist mal 'ne neue Lebenserfahrung, die muss man mal gemacht haben.

RR: Aber im Prinzip hätten Sie in Hamburg bleiben können, in dem Institut?

Ziegenhagen: Mit weiteren Projekten ja, aber auch nur mit Projekten, nicht mit fester Stelle.

RR: Aber an den Max-Planck-Instituten da gibt es doch teilweise Lebensstellungen...

Ziegenhagen: Ja, in den Arbeitsgruppenleiterstellen und auch in den Bundesforschungsanstalten gab es früher viele feste Stellen. Das war nunmehr in Hamburg nicht möglich, weil man dort feste Stellen zurückfährt. Es war schon absehbar, dass man dort keinen Fuß auf die Erde kriegt, was sehr bedauerlich ist, damals war ich darüber nicht glücklich. Ich hätte natürlich auch über Projektstellen meinen weiteren Lebensunterhalt fristen können, aber nun hatte ich mich hier beworben, und war relativ locker, als ich mich vorstellte, denn im Grunde dachte ich, wenn's nichts wird, dann kann

ich auch in Hamburg weiter kommen. Ja, dann hörte ich aus der Gerüchteküche, es sähe eigentlich ganz gut aus in Marburg, und als dann die definitive Aussage kam, dass es sehr gut aussieht, da war ich fast erschrocken. Weiß ich noch, ich hatte meinem Mann erzählt, ich glaube, ich gebe mir selber in Marburg keine Chance. Ich hatte den Ordner in den Schrank gestellt und mir gedacht, das war eine sehr interessante und auch wichtige Erfahrung für mich, aber selber persönlich hatte ich gedacht, nee, ich bin zu speziell, dachte ich, mit meinen genetischen Grundlagen. Das war aber ein Profil, das hier gerade erwünscht war, auf der zweiten Professur. Das alles konnte ich so aus der Ferne nicht ergründen und war dann doch sehr überrascht und zunächst etwas ängstlich zurückhaltend, aber dann habe ich mich einfach sehr gefreut. Das ist mein Werdegang, so bin ich hier in Marburg im Naturschutz gelandet.

RR: Und sie sind jetzt in Marburg seit wann?

Ziegenhagen: Seit 2002, Oktober 2002. Mein Vertrag in Hamburg endete am 30. September.

RR: Na, das hat ja dann gut geklappt!

Ziegenhagen: Ja, da war ich auch sehr froh.

RR: Hatten Sie das Gefühl, dass man irgendwelche Vorbehalte Ihnen gegenüber hatte, auf Grund dessen, dass Sie ein Frau sind? Oder hat man Sie seitens des Fachbereichs eher unterstützt?

Ziegenhagen: Ich bin hier auf eine sehr wohlwollende Kollegenschaft gestoßen. Es begann damit, dass man mir Unterstützung zusagte in den Verhandlungsgesprächen mit dem Kanzler, damals war Herr Maier Dekan und Frau Renkawitz-Pohl noch in der Rolle der Prodekanin. Beide haben sich spontan bereit erklärt, mich zu begleiten, und ich hatte meine Verhandlungsunterlagen sehr sorgfältig ausgearbeitet und deshalb keinerlei Schwierigkeiten zu erläutern, zu welchem Zweck ich welches Geld ausgeben wollte und bin auf eine sehr sehr offene Atmosphäre gestoßen. Es ging mir extrem gut von meiner eigenen Betrachtungsweise her aber auch wegen der angebotenen Möglichkeiten! Es geht mir auch heute noch gut hier im Kollegenkreis.

RR: Ich hab noch ein paar private Fragen. Wer hat Ihr Studium finanziert?

Ziegenhagen: Ich hatte zunächst Bafög, dann bekam ich eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle, so lange der Chef noch im Dienst war, das war gerade noch ein Jahr. Dann habe ich ein Graduiertenstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen bekommen.

RR: Und nachdem Sie promoviert hatten, sind Sie zu dieser Arbeitsbeschaffungsmaßnahme gegangen?

Ziegenhagen: Ja, genau, aus der ich selber finanziert wurde, tariflich aber nicht so, wie wir es kennen nach einer Promotion, sondern zwei Gehaltsstufen darunter, aber seinerzeit war ich einfach glücklich, arbeiten zu können. Das Gehalt

war völlig unerheblich. Das war auch keine Diskriminierung, diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahme war ideologisch angeschlossen an den Naturschutz, an einen Kreisverband Natur und Umweltschutz, der kann aber so eine Stelle gar nicht verwalten, dazu fehlt einem solchen Verband die Professionalität. Administrativ war die Maßnahme angeschlossen an die Arbeiterwohlfahrt und deren Tarife sind für Pädagogen, Sozialpädagogen u.a. ausgerichtet und greifen gar nicht höher. Das geht also bis BAT-IV, maximal BATIII. Das ist das Höchste.

RR: Wie viele Studierende haben Sie in der Biologie?

Ziegenhagen: In der Biologie über 1000.

RR: Und in Ihrem speziellen Fach?

Ziegenhagen: Wir haben natürlich mit dem Wechsel des Vorgängers einen Einbruch erlebt bei den Studierenden, das ist immer so: Leute die nicht wissen, wie sie sich orientieren sollen bei Wegberufungen. Wir haben jetzt wieder einen Anstieg auf ca. 26 bei den an Naturschutz oder Ökologie im Hauptstudium interessierten, was uns richtig gehend rundum beschäftigt. Zumal jetzt auch schon für Diplomarbeiten in ein/zwei Jahren angeklopft wird, also wir haben gut zu tun.

RR: Und Sie haben eine C-4 Stelle?

Ziegenhagen: Nein, eine C-3 Stelle. Beide Stellen im Naturschutz sind C-3 Stellen.

RR: Ich habe dann eigentlich keine weiteren Fragen. Vielen Dank für das interessante Gespräch.

INTERVIEW MIT PROF. DR. GABRIELE BECK-BUSSE, ROMANISTIN



Mit der “Damen-Grammatik” zur Professur

RR: Mich interessiert Ihr akademischer Werdegang, was Sie studiert haben, was Sie gemacht haben, bevor Sie die Professur bekamen, kurz, wie Sie zu dem geworden sind, was Sie jetzt sind!

Beck-Busse: Ich habe zunächst in Freiburg studiert, und zwar Romanistik und Mathematik, später dann Romanistik und Geographie. Ganz bewusst habe ich nicht zwei Sprachen gewählt, weil mir das zu einseitig war. Schon während der Schulzeit hat mich die Physik interessiert, die Mathematik immer, aber eben auch Sprachen. Als dann die Möglichkeit bestand, bestimmte Fächer abzuwählen, hatte ich Schwierigkeiten, mich zu entscheiden. Für das Studium wollte ich eine Kombination, die Abwechslung bot. Der positive Nebeneffekt war, dass ich ganz unterschiedliche Ansätze und Methoden kennen gelernt habe – was mir aber erst sehr viel später bewusst wurde.

RR: Das war aber auf Lehramt?

Beck-Busse: Ja, das war auf Lehramt, denn es war zunächst gedacht, dass ich an die Schule gehe. Der Abschluss bzw. die Prüfung war im Fach Französisch. Die anderen romanischen Sprachen wie Spanisch oder Italienisch waren zu meiner Zeit noch nicht als Schulsprachen üblich.

RR: Und das ist jetzt möglich, Spanisch und Italienisch als Schulsprache zu studieren?

Beck-Busse: Ja, jetzt kann man, je nach Bundesland, Spanisch oder Italienisch als Schulfach studieren. Während meines ganzen Studiums habe ich in der Romania herumgeschnuppert: als weitere romanische Sprache habe ich zunächst Rumänisch gelernt, weil ich diese einmalige Chance an der Uni nutzen wollte. Ich hatte dann das Glück, ein Stipendium für einen Sprachkurs zu bekommen, und bin 1979 für vier Wochen nach Rumänien gegangen. Das war natürlich ein großes Erlebnis für eine 22-Jährige aus dem Westen. Später habe ich noch Italienisch und Portugiesisch gelernt

und bin in den Sommerferien für ein oder zwei Monate nach Italien und Portugal gefahren. So habe ich einen Einblick in die romanischen Sprachen bekommen.

Die ersten drei Jahre, d.h. sechs Semester habe ich in Freiburg studiert; danach bin ich an die Uni Stuttgart gegangen. Da kamen mir meine mathematischen Vorlieben zugute, weil ich bei einem Professor studiert habe, der sehr stark an formal-logischen Ansätzen interessiert war. In der Dissertation habe ich mich mit der Bedeutung von Verben beschäftigt, unter logischen Gesichtspunkten, d.h. z.B. mit der Frage, welche Schlussfolgerungen man ziehen kann, wenn ein Verb in einem bestimmten Tempus verwendet wird. Es handelte sich um Fragen, die zuvor im wesentlichen von Philosophen behandelt worden waren.

RR: Und die Arbeit untersuchte insgesamt die romanischen Sprachen?

Beck-Busse: Nach dem allgemeinen theoretischen Teil habe ich die Analyse im zweiten Teil auf das Französische angewandt. Das Innovative an der Arbeit war, dass ich meine Sätze nicht selbst produziert habe, während die meisten Vorgänger von selbst erstellten Sätzen ausgegangen sind. Dank des authentischen Materials hat sich gezeigt, dass ein und dasselbe Verb in ganz unterschiedlichen Klassen erscheint und dass dies gar nicht so leicht zu "systematisieren" bzw. schematisieren ist, wie dies die Vorgänger meinten.

RR: Ja, und wie ging es dann weiter?

Beck-Busse: Als ich mit der Doktorarbeit fertig war, habe ich mich entschlossen – das Lehramt stand ja immer noch im Raum –, das Referendariat zu machen. Aus privaten Gründen, weil mein jetziger Mann – damals noch nicht mein Mann – nach Berlin gegangen war, habe ich mich nach Berlin beworben. Die Schule war in dem – aus Stuttgarter Sicht – "verschrieenen" Bezirk Kreuzberg. Nach dem ersten Schreck – der Bezirk wurde mir in einem Schreiben zugewiesen – hat sich das aber als ausgesprochener Glücksfall erwiesen, denn die Kollegen und der Direktor waren sehr umgänglich und hilfsbereit.

RR: Wann war das?

Das war von November '84 bis Oktober '86. Also noch vor dem Mauerfall. Nach dem Referendariat war – auch dies ein Riesenglücksfall – an der FU Berlin eine Stelle frei. Eine Assistentenstelle für Sprachwissenschaft Französisch und Italienisch. Auf diese Stelle habe ich mich beworben und habe sie auch bekommen.

RR: Das war 1986?

Beck-Busse: Das war Anfang 1987...

RR: Wie alt waren Sie da?

Beck-Busse: Wie alt war ich da? 30.

RR: Also das war eine "wissenschaftliche Assistentenstelle"?

Beck-Busse: Eine Stelle zur Habilitation, ja. Ich habe dann, wie das meist so ist, nach einem Thema gesucht und festge-

stellt, dass mich sowohl schulisch-didaktische wie auch historische Fragen interessierten.

RR: Also die schulisch-didaktischen Aspekte interessierten Sie weiterhin?

Beck-Busse: Ja, und zugleich war es mir wichtig, ein historisches Thema zu finden. Als mich dann jemand auf die Grammatiken "für Damen" aufmerksam machte, war mir recht schnell klar, dass dies genau das Richtige war: die Verbindung von Didaktik, Geschichte und Grammatiktheorie. Zunächst sollten alle großen romanischen Sprachen berücksichtigt werden, aber für das Spanische und Portugiesische konnte ich keine Werke finden. Zum Französischen und Italienischen ergab sich schließlich ein Corpus von rund 30 Grammatiken. Die Werke waren zwischen 1728 und 1845 erschienen. Anhand eines Übergangsbereichs mit Werken aus dem 17. Jahrhundert konnte ich zeigen, wie es zur Entwicklung des Typus kam. Dabei ist interessant, dass der Titel „Grammatik für Damen“ zu einer Art Markenzeichen wurde und dass es auch den Begriff „Damengrammatiker“ gab.

RR: Wie kamen die Grammatiker dazu, ihre Grammatiken "Damengrammatiken" zu nennen, und was ist das Besondere daran?

Beck-Busse: Das aus heutiger Sicht Besondere ist, dass die "Damengrammatiken" gar nicht ausschließlich für das weibliche Geschlecht verfasst waren. Wenn man Vorworte oder Besprechungen liest, stellt man fest, dass es im 17. und 18. Jahrhundert eine Parallelisierung zwischen "den Damen" einerseits und "den Ungelehrten" andererseits gab. Wenn die Grammatiker oder Verleger "Damen" sagten, wusste das Publikum, dass "Ungelehrte" gemeint waren. Dabei meint "ungelehrt", dass die Betreffenden kein Latein konnten. Das heißt, der Adressatenkreis bestand aus Personen, die nicht aus der Wissenschaft, der Universität oder der Kirche kamen. Im 17. Jahrhundert gab es in Frankreich das Ideal des "honnête homme" – jemand, der in jeder Situation gewandt über ganz unterschiedliche Themen sprechen konnte. Dieser "honnête homme" musste ein breites Wissensspektrum haben, eine gute, solide Allgemeinbildung. Damit ist die Brücke zu den "Damen" und den Lehrwerken "für die Ungelehrten" geschlagen. Und dies erklärt auch, dass man zu jener Zeit nicht nur Grammatiken, sondern auch Logiken, Poetiken, botanische Lehrwerke, Physiklehrwerke oder Chemielehrwerke "für Damen" findet. Es handelt sich also um ein Phänomen innerhalb der großen Strömung der Vulgarisierungsliteratur. Wie ernst die Wissenschaftler ihre Aufgaben nahmen, wird deutlich, wenn man einen herausragenden und in der damaligen Zeit berühmten Wissenschaftler wie Lalande hört. Er sagt, dass er erst nach vierzig Jahren wissenschaftlicher Arbeit so weit war, eine Astronomie "für Damen" zu verfassen, weil er erst jetzt erkannte, was wirklich wesentlich war. Sehr häufig fanden sich zu Beginn der Werke auch

Floskeln wie: „Ich wurde gebeten, dieses und jenes zu erklären“. Man wollte sich mit seinem Wissen auf keinen Fall aufdrängen – im Gegenteil: man agierte bevorzugt auf Nachfragen und Bitten – oder tat wenigstens so.

RR: Steckt dahinter nicht auch ein zivilgesellschaftlicher Impetus, dass man sich eigentlich von den höfischen Kreisen absetzen wollte?

Beck-Busse: Die klare Absetzung galt dem universitären Bereich. Wir befinden uns hier in einem Kreis, der als „mondän“ charakterisiert werden kann – in einem alten Sinn von „mondän“, also im Sinne von nicht-klerikal. Zu diesem „weltlichen“ Bereich gehörten die sozialen Umgangsformen, gehörte es zu erkennen, wann das Gegenüber gelangweilt war. Dabei wurde den sogenannten „Gelehrten“ nachgesagt, dass sie dazu gerade nicht imstande waren.

RR: Ich finde das sehr spannend. Man müsste das ‘mal mit Elias Prozess der Zivilisation in Verbindung bringen. Haben Sie das gemacht?

Beck-Busse: Nein, das habe ich nicht gemacht. Aber ich möchte noch abschließend sagen, dass es mir darum ging, einen anderen Weg als den üblichen in der Geschichte der Grammatikographie zu gehen. Die Geschichte der Grammatikschreibung ist in den meisten Fällen eine Auseinandersetzung mit den zugrundeliegenden grammatischen Theorien. Mir war es jedoch wichtig, die Werke aus dem Geist der Zeit heraus zu analysieren, und das bedeutete, **die** Aspekte zu suchen, die die Zeitgenossen im Zusammenhang mit „den Damen“ bzw. „den Ungelehrten“ thematisierten. Und das war z.B. die Frage der Fachterminologie, das war die Art der Präsentation der Inhalte, die Sprache der Darstellung, die eine große Nähe zur Mündlichkeit hatte, das war auch die Maniabilität, d.h. die Handlichkeit des Buches, kurz zahlreiche Punkte, denen bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

RR: Wann waren Sie damit fertig? Wann sind Sie habilitiert worden?

Beck-Busse: Das war 1999. Dabei hatte ich das Glück, zwei Jahre im Ausland zu arbeiten, ein Jahr in Venedig und ein Jahr in Paris, was mir die Möglichkeit gab, vor Ort in den Archiven, in den Bibliotheken nach Material zu suchen – und dementsprechend auch viel Material zu finden. Für mich waren das unersetzliche Jahre, auch gerade das Jahr in Venedig, wo ich viel mit Kunsthistorikern zusammen war. Ganz konkret verdankt die Arbeit dem Aufenthalt in Venedig zwei Bilder von Longhi, aus denen sehr schön die kontrastierenden Lernsituationen im „mondänen“ und im klerikal geprägten Kreis deutlich werden.

RR: Die Stelle war auf sechs Jahre befristet?

Beck-Busse: Die Stelle war auf sechs Jahre befristet, wobei die beiden Auslandsjahre nicht zählten bzw. hinten angehängt wurden. Nach der Habilitation erhielt ich eine Gastpro-

fessur, die vom Berliner Senat im Rahmen des Frauenförderprogramms eingerichtet worden war.

RR: Womit haben Sie sich nach der Habilitation beschäftigt?

Beck-Busse: Nach der Habilitation habe ich mich mit der Sprachpolitik in Italien beschäftigt – mit der Sprachpolitik während des Faschismus. Dabei waren für mich zwei Dinge wichtig: erstens das alltägliche Sprechen über Sprache, wie man es in Tageszeitungen findet. Und zweitens die Art, wie argumentiert wurde, mit welchen Bildern, mit welchen Metaphern; welche Analogien mit dem damaligen politischen oder ökonomischen Diskurs hergestellt wurden. Die Sprachpolitik selbst kann, grob gesprochen, in drei Bereiche untergliedert werden. Ein Schwerpunkt ist der Umgang mit italienischen Staatsbürgern, deren Muttersprache nicht Italienisch war. Staatsbürgern, deren Namen eine fremde Herkunft suggerierten; oder auch auf einer anderen Herkunft beruhten – nach dem Ersten Weltkrieg waren ja einige “anderssprachige Gebiete” an Italien gefallen wie z.B. Südtirol. Wie ging man also mit diesen Gruppen um? Welche Rechte “gestand” man ihnen zu? Welche Rechte sprach man ihnen ab? Der zweite Punkt betrifft die Dialekte – als Ausdruck regionaler Zersplitterung verstanden – bzw. die Vermittlung eines gemeinitalienischen Standards – als Ausdruck einer geeinten und damit starken Nation gesehen. Es liegt nahe, dass viele die Einheit der Nation auch in sprachlicher Hinsicht herbeiführen wollten. Und schließlich ging es um die “Fremdwörter” – oder das, was als Fremdwörter interpretiert wurde. Das waren die Themen, die von 1922 bis ‘43 heftig diskutiert wurden und die auch in den Tageszeitungen ihren Niederschlag fanden. Darüber hinaus bin ich dabei, mit meiner Assistentin, Frau Süselbeck, und mit Frau Musketa, mit einer Hilfskraft und anderen hilfreichen Seelen eine Internet-Seite aufzubauen, die “Galerie der Frauen in der Romanistik” heisst und unter “www.romanistinnen.de” abrufbar ist. Dort soll vergessenen Romanistinnen ein kleiner Platz eingeräumt werden. Die Seite ist am 25. April ins Netz gegangen. Ich habe den Tag bewusst gewählt, weil sich an genau diesem Tag der Habilitationsvortrag von Elise Richter – der vielleicht bekanntesten Romanistin – zum einhundertsten Male gelehrt hat. Außerdem war es möglich, eine Straße in Berlin nach einer zweiten “Grande Dame” der Romanistik zu benennen, nach Carolina Michaëlis de Vasconcelos. Darauf bin ich schon ein bisschen stolz ...

RR: Jetzt wollte ich noch einige private Fragen stellen. Sie haben geheiratet, wann?

Beck-Busse: Ich habe 1987 in Berlin geheiratet. Wir waren beide an der FU, und mein Mann ist jetzt noch dort.

RR: Und in welchem Fach?

Beck-Busse: Romanistik; er arbeitet zum Französischen, Spanischen und Portugiesischen.

RR: Jetzt zu Ihrem Namen, was ist Ihr Geburtsname?

Beck-Busse: Mein Geburtsname ist Beck, und mein Mann ist der Herr Busse.

RR: Und wie machen Sie das am Wochenende, fahren Sie nach Berlin, oder kommt er her?

Beck-Busse: Wir wechseln uns immer mal ab, manchmal auch nur alle zwei Wochen, je nachdem, wie sich das einrichten lässt, wenn wir beide viel Trubel haben.

RR: Kinder haben Sie keine?

Beck-Busse: Nein, Kinder habe ich keine.

RR: Wie war denn hier im Fachbereich Ihre Aufnahme? Hat man sie unterstützt?

Beck-Busse: Als ich gekommen bin, hat mich die herzliche Aufnahme am Institut sehr berührt. Das hatte ich in dieser Form nicht erwartet. Und ich hoffe, das hält noch lange an.

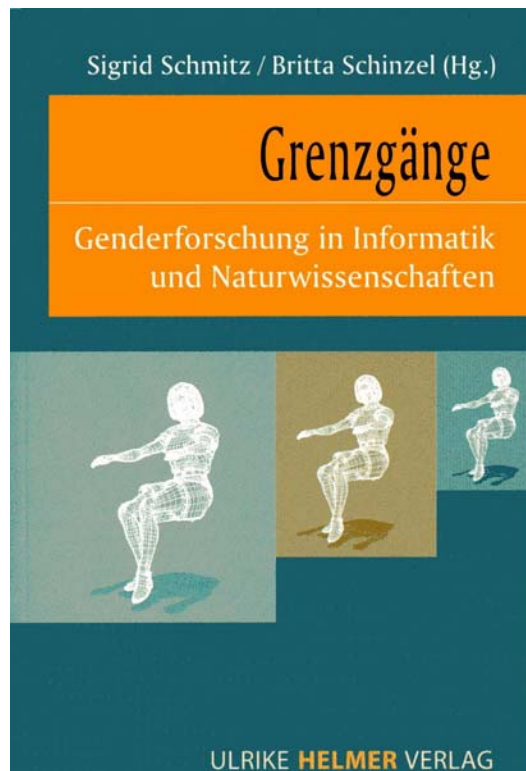
RR: Gibt es an dem Institut noch weitere Professorinnen?

Beck-Busse: Ja. Die Sprachwissenschaft wird von Frau Zollna und mir vertreten. Das ist übrigens wenig charakteristisch für die statistische Verteilung von Frauen und Männern in der Sprach- und Literaturwissenschaft, denn Sprachwissenschaftlerinnen sind eher selten – im Vergleich zu Literaturwissenschaftlerinnen. Und wir haben noch eine dritte Sprachwissenschaftlerin am Fachbereich, Frau Rieken aus der Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft.

RR: Ich denke, damit können wir abschließen. Ich bedanke mich für das interessante Gespräch.

**SIGRID SCHMITZ / BRITTA SCHINZEL (HG.):
GRENZGÄNGE**

Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften
Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus, 2004. € 22,00



Die Geschlechterforschung in Informatik und Naturwissenschaften ist eine ganz eigene Pflanze – und schwierig zu züchten und zu hegen. Sie führt nicht nur häufig ein vereinzelt Dasein, sie muss sich auch in einer Umwelt behaupten, in der sie einerseits Geschlechtergrenzen aufzulösen und Dichotomien zu dekonstruieren versucht, andererseits aber mit der Ungleichheit der Geschlechter auf Schritt und Tritt konfrontiert wird – sowohl mit Geschlechterdifferenztheorien über Weiblichkeit und Männlichkeit als auch mit den Situationen von Frauen in den jeweiligen Disziplinen.

Mit diesen Sätzen leitet Sigrid Schmitz die Aufsatzsammlung ein, die sich mit verschiedenen Aspekten der Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften beschäftigt. Die Aufsätze geben einen Einblick in die Forschungsthemen, die im Kompetenzforum „Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften, GIN“ an der Universität Freiburg behandelt werden. Sie wurden von den Professorinnen, Mitarbeiterinnen und Gastdozentinnen verfasst, die in den letzten zwei Jahren im GIN zusammengearbeitet haben, deren Lei-

terinnen die Herausgeberinnen der Aufsatzsammlung, Sigrid Schmitz und Britta Schinzel, sind.

Das Buch gliedert sich in drei Teile: im *ersten* Teil werden die theoretischen Fundierungen der Geschlechterforschung in Technik- und Naturwissenschaften behandelt. Im *zweiten* Teil werden die einzelnen Arbeitsfelder der Informatik und Naturwissenschaften behandelt und gezeigt, wie die im ersten Teil vorgestellten Ansätze in den Forschungsdisziplinen fruchtbar gemacht werden können. Im *dritten* Teil geht es um den Körper – ganz real oder auch virtuell –, der als biologische Materie „wieder allzu häufig“ für Geschlechter determinierende Argumentationen benutzt wird.

Eine ausführliche Würdigung der einzelnen Aufsätze in den drei Teilen kann an dieser Stelle verständlicherweise nicht erfolgen. Ich beschränke mich deshalb hier auf die drei Aufsätze des ersten Teils, weil sie sich mit den grundlegenden theoretischen Fragestellungen der Genderforschung beschäftigen, möchte aber ausdrücklich betonen, dass durchgehend alle Aufsätze spannend und äußerst instruktiv sind.

In dem Aufsatz „Arbeiten an den Grenzlinien – Möglichkeiten und Probleme der Interdisziplinarität“ (S. 13-29) beschäftigt sich *Frances Grundy* mit der Frage, wie kann interdisziplinäres Arbeiten zwischen den Disziplinen überhaupt aussehen? Sie greift dabei zurück auf die von Michael Gibbons und Kollegen entwickelten zwei Typen der Wissensproduktion. Typ eins ist traditionell, insofern er in erster Linie akademisch, homogen und hierarchisch ist und die disziplinären Grenzen betont. Typ zwei ist dagegen transdisziplinär, insofern die Lösung letzten Endes jenseits derjenigen liegen wird, welche jede beteiligte Disziplin einzeln bietet. Es wird auf Anwendungen im jeweiligen Kontext eingegangen, die Arbeitsweise ist heterogen in Bezug auf die Fähigkeiten und Erfahrungen, die jeweils mitgebracht werden, die Disziplinen kommen zusammen, um systematisch nach Gelegenheiten für interdisziplinäre Forschung zu suchen (S. 18). Heutzutage ist dieser zweite Typ oder Modus der Wissensproduktion kennzeichnend für Bereiche wie Gender Studies, Frauenforschung, Cultural Studies, Queer Studies, etc.

Da interdisziplinäres Arbeiten immer an den Grenzlinien stattfindet, erhebt sich die Frage nach der Durchlässigkeit der Grenzen. Die sog. harten Disziplinen Physik, Mathematik, Chemie und die harte von der Autorin als „Pseudodisziplin“ apostrophierte Informatik haben nahezu undurchdringbare Grenzen, was besonders gegenüber den Sozialwissenschaften der Fall ist. „In der Tat sind sie faktisch wasserdicht an den Grenzen zwischen den Naturwissenschaften und Gender bzw. feministischen Studien“ (S. 21). Es kommt des-

halb nach Auffassung von Frances Grundy darauf an, die Grenzen durchlässiger zu gestalten. Dazu müssten die Disziplinen fragmentiert werden, was dadurch unterstützt werden könnte, „dass wir uns dem Zwangseffekt entziehen, uns selbst als monodisziplinär verhaftet zu sehen. Multidisziplinarität für alle sollte ermuntert werden, so dass unsere Zugehörigkeiten stets grundlegend aufgeteilt sind“ (S.28).

Britta Schinzel behandelt „Empistemische Veränderungen an der Schnittstelle Informatik und Naturwissenschaften“ (30-49). Ihr Ausgangspunkt ist die Informatik, die Artefakte schafft, welche die Gesellschaft, Wirtschaft, Umwelt und Kultur vielfältig überformen. „Aber die Informatik stellt nicht nur ein neutrales Medium bereit, sie formt wissenschaftliches Wissen auch durch ihre formaltechnische Eigenart, ihre bevorzugten Strukturbildungen und Integrations- und Simulationsfähigkeiten“ (S.30). Die theoretischen Strukturen, Leitbilder und Mathematisierungsparadigmen der Informatik durchdringen in Begleitung der methodischen Instrumente zunehmend die Denkmodelle anderer Wissenschaften und verändern die epistemische Verfassung der Natur- und Lebenswissenschaften. Diese durch die Informatik bewirkten Veränderungen sind unter Gesichtspunkten der Geschlechterforschung von großem Interesse, und zwar vor allem deshalb, weil angesichts der geringen Frauenbeteiligung in technischen und mathematisch-naturwissenschaftlich-medizinischen Fächern „die Einschaltung von Frauen in die umfassenden zivilisatorischen Umwälzungen der Informations- und Wissensgesellschaft wie der Lebenswissenschaften [...] dringend geboten ist“ (31)¹. Andererseits hat die geringe Beteiligung der Frauen in natur- und technikwissenschaftlichen Studien- und Ausbildungsgängen und in den diese Fächer gestaltenden Berufen Auswirkungen auf Forschungsprozesse und Fachkulturen und bedingt methodische und inhaltliche Einseitigkeiten, Verengungen und Verzerrungen in Wissenschaft und Entwicklung. Denn die von technikzentrierten Interessen dominierte informatische Gestaltung vertieft die Geschlechterpolarisation nicht nur in der IT-Branche, sondern in allen Berufen, die Computer nutzen. Zugangs- und Nut-

¹ Im 3. Abschnitt mit dem Titel „Episteme, die mit der Informatik transport werden“ beschreibt Schinzel was nach Foucault unter Episteme zu verstehen ist, nämlich das dem alltäglichen Wissen, der Wissenschaft und der Philosophie einer Epoche zugrunde liegende, kognitive Ordnungsschema. Damit sind die impliziten Ordnungsstrukturen des Wissens gemeint, die bestimmen, was jeweils als Wissen gilt. Diese anonymen Regelstrukturen, die aller Erfahrung voraus liegen, und die Erfahrung und Erkenntnis erst ermöglichen, sind der Rahmen, innerhalb dessen gültiges Wissen erst gewonnen werden kann. Die Episteme manifestieren sich in den Diskursen, die für Foucault kein Reden über die Welt sind, sondern eine Denk- und Sprechpraxis, die systematisch die Dinge erzeugen, von denen sie sprechen. (vgl. S. 38)

zungsmöglichkeiten kommen daher vorwiegend technizistischen Bedürfnissen entgegen. „Damit schließt sich der Kreis, indem einseitige Interessen einseitige Gestaltung hervorbringen und die so gestalteten informationstechnischen Artefakte erneut Menschen mit bestimmtem Habitus ansprechen und andere ausschließen“ (S. 32). Schinzel fordert deshalb, dass das beschriebene „Gendering“ durch informationstechnische Produkte sowohl im Konstruktionsprozess wie auch bei der Anwendung und schließlich bei der Endnutzung aufgeschlüsselt (dekonstruiert) werden und durch die Entwicklung gendersensitiver informationstechnischer Produkte und Systeme konstruktiv gewendet werden muss (S. 32).

In dem Aufsatz „Was bringt die Genderforschung eigentlich den Naturwissenschaften“ (S. 50-64) spannt *Kerstin Palme* einen Bogen über die Anwendungsmöglichkeiten der gesellschaftswissenschaftlichen Ansätze der Genderforschung für die Naturwissenschaften. Sie referiert die Ansätze und Ergebnisse der seit über dreißig Jahren tätigen Genderforschung der Naturwissenschaften nach den thematischen Schwerpunktbereichen <Women in Science>, <Science of Gender> und <Gender in Science> und stellt nach eingehender Behandlung des feministischen Empirismus und der Standpunkttheorien fest, dass „Die Standpunkttheorien, insbesondere die <multiplen> Varianten mit ihrem Konzept des situierten Wissens, [...] Denkhorizonte eröffnen (können), die zu einer wesentlich erweiterten Reflexivität und einem größeren Verantwortungsbewusstsein in den Naturwissenschaften beitragen. Zum Beispiel könnten sie dazu inspirieren, die historische Entwicklung zentraler Basiskonzepte wie <Objektivität> [...] oder <wissenschaftliche Wahrheit> [...] als gruppen- und zeitspezifische Konzepte zu erkunden und damit nicht nur die bisher verborgenen erkenntnistheoretischen Basisannahmen von Naturwissenschaft offen zu legen, sondern auch ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen nachzuvollziehen (S. 60/61)“.

Abschließend seien noch die Autorinnen und Aufsätze des zweiten und dritten Teils genannt, die das Interesse an dem Buch möglicherweise gerade bei denen weckt, die sich weniger für die wissenstheoretischen Grundlagen interessieren. Zum zweiten Teil gehören die Aufsätze von *Cecile K.M. Crutzen*: Questioning Gender, Questioning E-Learning; von *Ruth Meßmer*: Gender und Diversität in E-Learning: theoretische und technische Konzepte; von *Elisabeth Grunau*: Navigationsstrategien beim Lernen im Netz – eine Frage des Geschlechts?; und von *Katharina Schmidt*: Topic Maps – Vernetzte Strukturen.

Der dritte Teil enthält die Aufsätze von *Sigrid Schmitz*: Körperlichkeit in Zeiten der Virtualität; von *Katrin Nikoleyzik*:

NormKörper: <Geschlecht> und <Rasse> in biomedizinischen Bildern und von *Bärbel Mauß*: <Genomic Imprinting> im Kontext feministischer Kritik.

Renate Rausch

IMPRESSUM

Hrsg.: R. Rausch (Institut für Soziologie, Ketzerbach 11, 35032 Marburg), C. Schwee (Mitglied des Senats, Sprecherin des Beirats zur Förderung der beschäftigten, lehrenden und studierenden Frauen, Frauenbeauftragte des FB Physik)

e-mail-Kontakt: carmen.schwee@physik.uni-marburg.de

Fax: 06421 / 28-24173

e-mail-Kontakt: rausch@staff.uni-marburg.de

Fax: 06421 / 28-26642

Redaktion: R. Rausch, C. Schwee

Titelseite und Layout: Carmen Schwee

Druck: Universitätsdruckerei Philipps-Universität Marburg

ISSN: 1618-8217

Auflage: 300 Exemplare

Die Redaktion fordert alle Interessierten dazu auf, Beiträge für die kommenden Ausgaben einzureichen. Ebenso werden Hinweise auf Veranstaltungen gerne entgegengenommen.

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 21. Okt. 2005

UNI-Frauen

43

Juni 2005